



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Biographien unberühmter Russen. I. : Schicksale eines polnischen Knaben.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Biographien unberühmter Russen.

### I.

#### Schicksale eines polnischen Knaben\*).

Ein Herr von D., welcher an der lithauisch-podolischen Grenze ein Dörfchen besaß und dasselbe wegen der Möglichkeit eines ungünstigen Ausgangs der polnischen Revolution im Mai 1831 verkaufte, sah sich nach dieser Revolution, die er als Offizier desselben Corps mitmachte, in welchem die berühmte Gräfin Emilie Plater als Capitain focht, zur Flucht gezwungen. Er ging, mit einer kleinen lithauischen Mannschaft in dem romarinofchen Corps auf österreichisches Gebiet und kam ohne besondere Hindernisse nach Belgien und England.

Vergebens versuchte seine Gattin mit ihrem dreizehnjährigen Knaben und den beiden noch jüngern Töchtern ihm zu folgen. Die Bewachung der Gerichtskreise und besonders der Grenzdistricte wurde gleich nach der Unterwerfung Polens so forcirt, daß an keine Auswanderung und noch weniger an einen Auszug mit dem Vermögen gedacht werden konnte.

Eine Folge der Revolution war die Bildung der Adelsprüfungsdeputationen. In dem Gerichtskreise, wo die Familie des flüchtigen D. sich dauernd aufgehalten, hielt eine solche Deputation im März 1833 ihren Einzug und begann unverweilt ihre Arbeit.

Auch Frau von D. meldete sich im Namen ihrer Familie, besonders aus Rücksicht auf ihren Knaben, der durch den Verlust des Adels am meisten leiden konnte. Die Deputation forderte, im Juli die Frau von D. auf, ihre Documente oder sonstigen Beweismittel vorzulegen. Sie besaß eine alte Urkunde, deren lateinischer Text allerdings auf der einen Seite, und zwar an einer nicht unwichtigen Stelle ein wenig unkenntlich geworden war; allein das Document war im Uebrigen so beweiskräftig, daß nur böser Wille seine Echtheit bestreiten konnte. Der zweite viel kräftigere Beweis war der Nachweis, daß noch jüngst die Familie ein Dorf mit Gerichtsbarkeit frei und erblich besessen hatte.

\*) Die Person, von welcher vorzugsweise gesprochen wird, so wie deren Familie, befinden sich noch in Rußland; dies hat den Einsender dieser Mittheilung veranlaßt, auch da die Namen nur durch Buchstaben anzudeuten, wo der Leser das Recht hat, ein ausgeschriebenes Wort zu verlangen. Das Mitgetheilte sind Auszüge aus Briefen, welche der Held dieser Geschichte in die Hände seiner Verwandten zu bringen wußte. Vielleicht findet sie der Leser deshalb anziehend, weil sie nichts in Rußland Ungewöhnliches enthalten.

Die Deputation dagegen achtete diese Beweise geringer als die Ueberzeugung, daß man den Sohn eines Revolutionärs nicht in den Rechten seines Vaters verbleiben lassen müsse; das alte Document wurde als ein „unlesbarer Zettel“ für ungiltig erklärt und ging in der Hand der Deputation verloren; die Frau von D. konnte nicht wieder in Besitz desselben gelangen. Der Nachweis dagegen von dem Bestze eines Dorfes wurde für nichtsagend erklärt, denn nicht Besitzungen gehabt zu haben, sondern Besitzungen noch zu haben, gehöre zur Legitimation des Adels. Die Deputation hatte, wie bei vielen andern Familien, bösen Willen, und da war alles Vorlegen von Tauf-, Trau- und Sterbezeugnissen, welche ausdrücklich in der Verordnung zu den gültigen Beweismitteln gezählt waren, umsonst. Die Familie D. wurde in die heer- und steuerpflichtigen Stände eingetragen und eine Protestation der Frau von D. beim Gouverneur blieb ohne Erfolg, zwei Briefe unbeantwortet.

Diese Behandlung mußte natürlich die Familie empören. Solche Aeußerungen eines empörten Gefühls mochte der noch nicht vierzehn Jahr alte Sohn der Frau von D. aufgefassen haben. Der dritte Lehrer des Gymnasiums, ein um seiner Carrière willen dem russischen Gubernium ergebener Mensch, fand in dem russischen Schreibebuch des Knaben auf die innere Seite des Umschlags die Worte geschrieben: „man muß sich neue Adelsdiplome mit moskowitzischem Blute schreiben.“

Der Lehrer nahm das Schreibebuch in Beschlag und überlieferte es der Polizeibehörde. Der Knabe wurde noch an demselben Tage aus dem Hause seiner Mutter geholt und in ein Polizeigefängniß geführt. In dem Verhör, an welchem der Rector des Gymnasiums als Beisitzer Theil nahm, gestand der Knabe ohne Zagen, daß er selbst die Worte geschrieben habe, dagegen bestritt er mit einer fast über sein Alter gehenden Energie, sie von irgend Jemandem vernommen zu haben.

So wurde er als der Urheber des Verbrechens behandelt, blieb mehrere Monate im Gefängniß und wurde zur Erziehung in einer Militärschule im Innern Rußlands designirt. Diese Militärschulen sind keineswegs zur Bildung brauchbarer Offiziere bestimmt und durchaus nicht mit den Academies des Heeres zu verwechseln. In diesen nur werden die Offiziere gebildet und nur adlige Jünglinge aufgenommen. Die sogenannten Militärschulen, deren Zahl ziemlich groß ist, sind nur dem gemeinen Soldatenstande gewidmet und werden unter gewissen Verhältnissen als Strafanstalt für Kinder betrachtet.

Vergebens suchte die Frau von D. um Milderung des Urteils nach; ihre letzte Bitte wurde endlich erhört, daß der Sohn, wenn das Urtheil nicht augenblicklich vollzogen werde, bis dahin noch den Schulunterricht genießen dürfe. Die Behörde entschloß sich nicht, einen so schweren Verbrecher dem Schulcarcer anzuvertrauen, und Frau von D. mußte sich entschließen, einen Kosaken, als tägliche

Escorte ihres Sohns, zu besolden. Verschiedene Versuche der Frau von D., ihrem Knaben bei diesen Gängen vom Gefängniß zur Schule, die Flucht möglich zu machen, blieben, da eine vollkommene Verständigung mit demselben unmöglich war, ohne Erfolg.

Endlich im Frühjahr 1834, als ein Trupp von 84 polnischen Knaben in das Innere Rußlands escortirt wurde, gelangte auch das Urtheil des kleinen D. zur Vollstreckung. Unter einer Bewachung von zwei Kosaken mit einem Unteroffizier wurde er der Escorte jenes Knabentrupps übergeben. Man hatte ihm seine Civilkleidung genommen und dafür eine grüne Tuchjacke mit rothem Kragen und grobe graue Tuchbeinkleider angezogen, und so den kleinen Herrn zum Kroneigenthum gemacht.

Der Weg führte zunächst nach Kleinrußland. Etliche russische Kibitzen, für deren Besspannung von Station zu Station die Bauern sorgen mußten, begleiteten den Zug. Theils waren sie mit Nahrungsvorräthen und grauen wollenen Mänteln beladen, theils zur Beförderung der Kranken und Maroden bestimmt.

Es wurde häufig, und hier, wo die Ortschaften noch dicht bei einander lagen, jedesmal in einem Dorfe Raft gemacht. Man quartierte die Knaben nicht in verschiedene Häuser ein. Vielleicht mißtrauete man ihnen mehr noch als den gemarterten Soldaten des Heeres. Die ganze Schaar wurde stets in irgend ein Gebäude, eine Scheune, einen Stall oder dergleichen getrieben. Ein mitleidiger Pole, L., räumte einmal den Kindern seinen Speisesaal ein und bewirthete sie mit Kaffee, Wein und guten Speisen. Beim Abschied schenkte er jedem Knaben dreißig Kopelen. Dieses Geld nahm natürlich vor seinen Augen der Führer der Escorte mit dem Bemerkten in Beschlag, daß die Knaben durchaus kein Geld besitzen dürften.

Die Kost, von den Bauern der Dörfer genußfertig geliefert, bestand fast überall in Kartoffelstücken, denn brachte ein Bauer einmal Erbsen, Hirse oder Grütze, so wurde dies entweder von der Escortmannschaft weggenommen, oder mit in die Kübel vertheilt, in welchen sich die Kartoffelspeise befand, so daß bisweilen ein seltsames Gemisch entstand. Trotz dem war die Kost in der Ortschaft genießbar und für so jugendliche Mägen erträglich. Nur dann jammerten die Kinder, wenn sie im Freien rasten und die Commißgrütze essen mußten, welche die Escortmannschaft in unappetitlicher Weise mit etwas Talg geschmalzt, zubereitete. Der Arzt, eine Art Barbirgesell, welcher den Trupp begleitete, kümmernte sich um die Speisen nie und glaubte sich nur dann zu Dienstleistungen verpflichtet, wenn ein Bein- oder Armbruch stattfand.

Endlich erreichte man die Stadt, in deren Thor sich einst der König Boleslaw von Polen mit seinem Säbel ein Denkmal gegraben. Die Kinder wurden in ein Local der Kaserne gebracht und waren sehr froh, denn sie erhielten auf Befehl und vielleicht auch auf Kosten des Gouverners, eines Kurländers,

eine gute Mahlzeit mit Bier. Fünfundzwanzig der Knaben hatten hier ihre beschwerliche Reise vollendet und wurden in die dasige Militärschule, welche sich in einem andern Flügel der Kaserne befand, aufgenommen.

Nach einer zweitägigen Rast wurde der Marsch fortgesetzt, er wurde jetzt viel beschwerlicher, da die Ortschaften viel entfernter von einander lagen. Aber die Behandlung durch die escortirenden Mannschaften wurde besser. Vorher hatte meist alle vier Meilen weit, also von Tag zu Tag ein Escortenwechsel stattgefunden, so daß die Soldaten mit den Kindern gar keine Bekanntschaft machen konnten. So lange aber diese fehlte, wurden die Kleinen roh und barsch behandelt. Jetzt blieb bei der Kindertruppe oft zwei und drei Tage lang dieselbe Mannschaft, so daß eine gewisse Befreundung stattfand. Die Militärstationen wurden weiterhin noch seltener. Auf jeder wechselte die Mannschaft; nur der Führer der Escorte, ein Kosakenoberlieutenant, welcher entlassen war, oder vielmehr mit diesem Dienste seine militärische Laufbahn beschloß, blieb immer derselbe; und dieser war nicht gerade ein Barbar, ja erlaubte sich sogar, mit den Knaben kindische Pöffen zu treiben. Ueberhaupt schien den Kindern der russische Soldat um so sanftmüthiger, je tiefer sie in das wüste Reich hineingelangten.

Nach einer Wanderung von anderthalb Monaten erreichte der hinkende und höchst bejammernswerthe Zug von Kindern, die Gubernialstadt K. Die kleinen Genossen des Knaben, er selbst nicht ausgeschlossen, waren nicht besser wie Sterbende. Das fortdauernde Wandern hatte sie in den Hüften völlig gelähmt und ihnen den Appetit so geraubt, daß sie, wie leer auch ihr Magen gewesen, kaum einige Bissen täglich genießen konnten; dabei waren sie gräßlich abgemagert und so von Kräften gekommen, daß bisweilen fünf, sechs Knaben zugleich wie todt hingefunken sind. Man schloß ihnen dann Branntwein ein und legte sie auf eine Kibitke. Da aber die Geschirre für die Menge der Maroden nicht zureichten und in der Steppengegend keine Bauergeschirre zu bekommen waren, so mußte man des Tages oft zehn und zwölf Mal rasten. Auf Befehl des Lieutenants haben zwar bisweilen die Kosaken von ihren Pferden steigen und sie den Knaben überlassen müssen, allein diese Gnade ist nur den Lieblingen des Offiziers zu Theil geworden, auch war es bei der unerträglichen Hitze oft keine Wohlthat für die erschöpften Kinder, zu viere, zuweilen sogar zu fünfen auf dem scharfen Rückrat eines dürrn Kleppers hocken zu müssen. Neun Personen starben auf diesem Wege. Die christliche Weihe gab der Kosak diesem Grabe, indem er aus Binsen einen kurzen und einen langen Zopf flocht und beide in Gestalt eines Kreuzes auf den Hügel heftete.

In K. war der Adjutant des Gouverneurs, ein Capitän, so mitleidig, den jammervollen Wesen eine achttägige Rastzeit auszuwirken und sie bei den Bürgern ins Quartier zu legen, wie Soldaten. D. schreibt, er habe zwei Tage und zwei Nächte ohne Unterbrechung geschlafen, und dies habe ihn vom Tode gerettet.

Hier wurde die Truppe wieder verringert. Die letzten sieben, welche zur Strafe in russische Militär-Anstalten gebracht wurden, waren nach D. an der asiatischen Grenze bestimmt, bis wohin sie von K. aus noch einen 180 Meilen langen Weg zurückzulegen gehabt hätten. Allein der Umstand, daß der Führer der Escorte im Wolgagebirge seine Heimath fand und hier seine militärische Dienstpflicht zu Ende ging, hatte die Mächtigen veranlaßt, die sieben politischen kleinen Verbrecher nach S. an der Wolga gleichsam zu begnadigen und sie von einer gräßlichen, fünf- und neunzig Meilen langen Reise durch Steppen und Gebirgswüsten zu befreien.

Drei Kosaken und der Lieutenant mit zwei Sibitten begleiteten die sieben Kinder, von denen eins im Suwalafluß beim Baden ertrank oder, wie die andern sagten, sich ertränkte. Es war ein stiller Knabe gewesen, und hatte am meisten von Allen geweint. Die Gegend wurde abscheulich. Die Dörfer lagen auf fünf bis sieben Meilen Entfernung auseinander, und obschon man stets auf dem Heerwege blieb, der durch hohe, mit Schilfflaggen versehene Stangen bezeichnet war, fand man doch zwischen den Orten nicht einmal eine Zemblanka, ausgenommen da, wo ein nach Norden, und zwar Moskau, führender Weg, den nach Osten gehenden durchschnitt. Der Führer aber freute sich über die Nähe seiner Heimath und gestattete den Kindern große Bequemlichkeiten. So wanderten sie jetzt gar nicht mehr, sondern ritten auf den Sibittenpferden.

Endlich mit Herbstseinbruch langten sie zu Sa. an der Wolga an. Das war eine hölzerne, meist mit Schilf, Reisig und Stroh gedeckte Stadt, von etwa sieben tausend Einwohnern. Die Straßen sind ungepflastert und hier und da sogar mit Gesträuch bewachsen, aber sehr breit. Dies- und jenseits des Stromes ist die Gegend von Gebirgen begrenzt, deren Thäler bis nahe an die Stadt heran das Ansehen von Wüsten haben und keine Spur von Landwirthschaft zeigen, nur seltene Häuflein weidender Pferde oder Ziegen sieht man. Man ißt dort viel grüne Speisen, aber sie bestehen aus wilden Kräutern. Das häufigste und beliebteste Gemüse sind Pilze, welche aus den Gebirgen und Birkenwäldungen in ungeheurer Masse herauskommen. Das wilde Thier war sehr zahlreich. Weißgraue Kaninchen, Hasen, von ganz lichtgrauer Farbe, Füchse und Wölfe, auch von viel hellerer Farbe als in Polen, begegnen Einem zahlreich auf allen Wegen. Auch Bäre gibt es in den Gebirgen viele. Wölfe und Füchse werden hier zum genießbaren Wildpret gerechnet. Fische sind keine Marktwaare, und wer welche genießen will, läßt sie sich fangen, so viele als ihm belieben. Die Menschen, welche nicht kaiserliche Beamte und Soldaten sind, sehen aus wie Zigeuner, gehen bis zu den Knien barfuß und tragen selten Röcke, häufig Felle, nach Art der spanischen Mäntel zum Theil graue, starre Zipfelmützen, zum Theil auch gar keine Kopfbedeckung. Die vornehmen Bürger bedecken den Kopf mit Pelzmützen und tragen Röcke von Hanfleinwand.

Die Kinder wurden in die Kaserne gebracht, welche ein hölzernes, von einem Erdaufwurfe rings umgebenes Gebäude ist und sich außerhalb der Stadt dicht am Strome befindet. Sie enthielt eine kleine Abtheilung Kosakenartillerie, einige Schwadronen Kosakencavalerie und zwei kleine Compagnien Infanterie von den sogenannten „Grünen“. In diesen beiden Compagnien befanden sich vierzehn Polen.

Die Militärschule, in welche die Knaben am Morgen des andern Tags gebracht wurden, befand sich zwischen der Kaserne und Stadt und war von einer Pfahlwand umgeben. Sie enthielt sechzig Zöglinge, Söhne theils von Kosaken, theils von Kronbauern, in drei Classen; in jeder mußte ein Schüler zwei Jahre bleiben. Lehrgegenstand der Untersten war Lesen und Schreiben; denn nur in äußerst seltener Ausnahme kam einmal ein Schüler auf diese Schule, welcher schon etwas vom Lesen und Schreiben verstand. In der mittleren Classe Rechnen, ein wenig Zeichnen, russische Sprache und etwas Geometrie und dasselbe in der obersten Classe, hauptsächlich aber großrussische Sprache, russische Geschichte und die Geographie des Reiches. Die Geschichte Rußlands, welche hier in Gebrauch war, war in Petersburg auf Befehl des Ministeriums verfaßt worden und war daher so eigenthümlicher Art, daß sie kaum einige Ähnlichkeit mit der russischen Geschichte hatte, welche man in Lithauen kannte. Aber in sofern war sie dem jungen Polen interessant, als sie die Geschichte des asiatischen Rußlands ausführlicher enthielt, als er sie kannte; auch schien diese viel weniger verzerrt zu sein, als die Geschichte des europäischen Rußlands.

Zwölf Schüler logirten in einer Kammer, und bei ihnen befand sich ein Unteroffizier, der ungefähr dieselbe Rolle spielte, wie der Repetent eines Cadettenhauses.

Außer den Unterrichtsstunden bestand die Beschäftigung der Schüler in Holz- und Schilfhacken, Reinigen der Classen und Kammern, Fischefangen, Füttern einer Heerde von Ziegen und Pferden, die den Lehrern und Unteroffizieren gehörten, und Bearbeitung eines großen, am Strome gelegenen Feldstückes, auf welchem alljährlich Hafer und eine Art Haidekorn erbaut wurde. Man grub mit hölzernen Spaten, und dies war natürlich für Kinder im hohen Grade anstrengend.

Nachdem der Director die Knaben mit seinen Unglücksgefährten in Empfang genommen, warf er die Verzagten mit eigener Hand in die düstern Lehmzellen, das künftige Wohnzimmer, und fluchte dabei sehr.

Die Mitschüler kamen aus der Classe zurück und erfuhren, wer der Neue sei. Da warfen sie sich auf das Commando des Unteroffiziers über ihn her und prügelten ihn so unsanft, daß er mehrere Wochen lang Beulen an seinem Körper trug. Nach abgemachten Empfangsprügeln machten sie doch niemals mit ihm Gemeinschaft. Die Lehrer und Aufseher nährten diesen Haß, indem sie den kleinen Polen zum Sklaven der russischen Buben machten, die ihm an Kenntnissen und Sitten

doch weit nachstanden. Er mußte täglich die Schuhe seiner Stubengenossen, vom ältesten bis zum jüngsten hinab, mit Thran puzen, er allein mußte die Nachtgefäße täglich aus dem Schlaflocale tragen, gerade er mußte, und das war am schwersten, jeden Freitag das Hemd des Unteroffiziers seiner Zelle waschen und erlitt dabei regelmäßig arge Mißhandlungen. Alles, was ihm wehe that, bereitete man ihm, und mit Dienstverrichtungen wurde er so überladen, daß er oft noch arbeitete, wenn die russischen Knaben längst im Schlaf lagen. Die meisten Mißhandlungen zog ihm seine Sprache zu; jedes polnische Wort, welches ihm von der Zunge glitt, hatten Rippenstöße und Schläge zur Folge, und auf das Recht zu diesen Mißhandlungen waren die russischen Zöglinge geradezu angewiesen. „Es ist“, schreibt er, „unbeschreiblich, was ich hier gelitten habe,“ und man darf dies wohl glauben.

Im Jahre 1836 rückte er in eine höhere Classe. Nach dem Schulgesetz sollten die Knaben der untersten Classe denen der höheren dienstbar sein; allein er mußte auch den Schülern der untersten Classe die Schuhe mit Thran reiben und die Töpfe austragen. Auf seine weit über diese Schulanstalt hinausgehenden Kenntnisse nahm man keine Rücksicht; ja gerade wegen seiner überlegenen Kenntnisse wurde er wieder in die unterste Classe zurückversetzt. Denn von der Erinnerung an des Mickiewicz begeisternde Gedichte ergriffen, zugleich von dem Druck seiner Lage zu einer Seelenergießung gedrängt, hatte er eine Menge kleiner Poestien geschrieben und diese in einem Heftchen vereinigt. „Diese Verse“, schreibt er, „waren meine Gesangsbuchlieder und meine Bibelverse; ich las sie gern, weinte dabei und phantasierte mich in eine bessere Zukunft.“ Das Heftchen aber wurde ihm von einem russischen Knaben weggenommen und dem Director übergeben. Statt daß dieser böse Mensch sich über eine frische Entwicklung von Geistesgaben hätte freuen sollen, ergrimmete er, zerschlug das Heft an dem Kopfe des Poeten und setzte denselben in die unterste Classe zurück.

Die martervollen sechs Jahre strichen vorüber. Vor der Entlassung wurde D. noch aufgefordert, sich in die griechische Kirche aufnehmen zu lassen, aber trotz verschiedenen Drohungen entschloß er sich nicht dazu, und man mußte sich mit der Erklärung beruhigen, daß er ja mit seinen Schulgenossen alle religiösen Handlungen mitmache und für sein Verhältniß daher genügend zur griechischen Kirche gehöre.

Endlich, zu Anfang des Jahres 1841, wurde er in eine der beiden Infanteriecompanien zu S. als gemeiner Soldat eingestellt. Der Hauptmann, ein leutseliger und den Polen nicht allzu grimmiger, jedoch sehr roher Mensch, benutzte die Kenntnisse des jungen D. in seiner Kanzlei und behandelte den Schreiben nicht ohne Liebe, so daß dieser den Aufenthalt bei ihm „die goldene Zeit seines verdorbenen Lebens“ nennt. Daß er die Kinder der Frau Hauptmännin warten, sogar waschen mußte, nennt er ein poetisches und belustigendes Schicksal.

Allein diese goldene Zeit währte nur ein Jahr. Im Januar 1842 wurde das Regiment nach Südrußland geschickt, und zur Besatzung einer Menge kleiner Militärposten unterhalb der Nogaischen Steppe und an der Dnieprkrümmung verwendet. D. ward mit 19 andern unter dem Commando eines Lieutenants in ein Steppendorf gesandt. Das Dorf besteht aus neun Hütten, sämmtlich unter der Erde, sind kaum in der nächsten Nähe sichtbar. Von Feldbau keine Rede. Das Dorf ist ein Eigenthum der Krone. „Hunderttausend solche Perlen“, schreibt der russische Soldat aus dem Erdloch der Steppe an seine Mutter, „machen die Krone des Kaisers noch zu keiner Kostbarkeit.“

Dicht beim Dorfe befand sich das Wachhaus, aus Steppenkalb erbaut, dabei Küche und Stall unter der Erde mit einem Dach von Schilf bedeckt. Von Seite dieser Leute wurden die Soldaten und auch D. mit großer Freundlichkeit behandelt. Der Lieutenant schien die Mißhandlung des Polen für eine Dienstpflicht zu halten. Im Frühjahr 1843 hatte er Briefschaften nach dem fast 80 Meilen entfernten D. abzusenden. Sowohl die kertscher Caravane als auch die Militärbotschaft von Petrowskaja bot ihm die geeignetesten Mittel dazu. Allein er befehligte D. zu diesem fürchterlichen Botendienst und schrieb ihm die Route so vor, daß es kaum möglich war den Dienst zu leisten. Er hatte nach derselben täglich fünf Meilen oder fünf und dreißig Werst zurück zu legen, und sollte am 19 Juni, also nach 38 Tagen, wieder eintreffen. Und damit er vom Wege nicht abweichen könne, hatte er sich in acht Städten bei bestimmten Offizieren an genau angegebenen Tagen zu melden und von denen sein Reisegeld in Empfang zu nehmen. Fünfzig (Palky) Knutenschläge bedroheten seinen Rücken, sofern er der Vorschrift nicht nachkomme oder sie übertrete. D. schreibt, er habe vor Wuth und Verzweiflung knirschend seine Wanderschaft angetreten. Der Gedanke zu desertiren, sagt er, sei hundert Mal in seinem Kopfe lebendig geworden und die Lust dazu sei groß gewesen; allein die Unmöglichkeit eines glücklichen Davonkommens habe ihm doch zu klar vor Augen gestanden. Endlich beschloß er, sich an den General G. II. oder an den General R. im D. mit einem Bittgesuch um Versetzung in ein anderes Regiment zu wenden, und dieser Gedanke erfüllte ihn aufs Neue mit Wuth und Trost.

Am ersten Tage legte D. sechs volle Meilen zurück und freuete sich, durch dieses Mehr etwas gewonnen zu haben; allein schon am anderen Tage spürte er eine merkliche Abnahme der Kräfte, doch hielt er sieben Tage lang genau seine Marschrouten, wie entsetzlich auch die Wanderung wegen der theils sehr schlechten, theils ganz mangelnden Bahn war. Obschon seine Fußsohlen hart wie Horn waren, erhielten sie doch eine Menge Blasen, die ihn zwangen barfuß zu gehen; doch hätte ich noch lieber die Dual an den Füßen, als den Druck des Tornisters, Gzafos und Gewehres extragen. Am elften Tage schwellen ihm die Füße um die Knöchel herum und es war ihm kaum mehr möglich zu gehen. Doch hätte er

gern die durch ihre Universität in Rußland berühmte Stadt Ch. erreicht, um sich in ein Militärspital aufnehmen zu lassen, welches ihn wegen der Verspätung ein respectables Entschuldigungsattestat hätte ausstellen können; allein dies war nicht möglich. Er schleppte sich bis zu einer Zomblanka. Der Besitzer derselben, ein alter Kelnruffe bemühte sich, dem armen Soldaten die franken Füße mit einem gekochten Kräuterbrei zu heilen, aber wie wohl ihm auch diese Behandlung that, hätte er doch die Reise nicht unverweilt fortsetzen können, wäre ihm nicht das Glück widerfahren, mit einem deutschen Ansiedler, Namens Seidelmann, hier Bekanntschaft zu machen. Dieser Mann hatte vor Jahren unsern von dem Geburtsorte des D. auf den Gütern des Grafen D. als Commissar gelebt, sich später bei Afterman in einer deutschen Steppencolonie angestiedelt und zuletzt hier, wo ihn D. fand, ein Dörfchen gekauft. Das Loos des D. nahm ihn in so hohem Grade in Anspruch, daß er ihm ein Pferd zum Reiten, wenn auch nicht gerade ein vortreffliches, schenkte und ihn mit Nahrungsmitteln für die Reise reichlich versah. So setzte D. seine Reise reitend fort. Das Pferd machte freilich dem Polen bei den Städten, in denen er Meldung zu leisten hatte, viel zu schaffen, da er als Infanterist unmöglich auf demselben seinen Einzug halten konnte. Doch war es für ihn ein Rettungsmittel. Er traf sogar noch einen Tag früher, als die Ruthe bestimmte, zu D. ein und gewann dadurch Zeit, ein Bittgesuch zu verfassen und durch den Unteroffizier der Hauptwache an den General R. gelangen zu lassen. Er hoffte einen schnellen Bescheid, allein diesen erhielt er nicht, und mußte daher ungewiß über seine Zukunft die Rückreise antreten.

Er kehrte wieder bei Seidelmann ein, um ihm das Pferd zurückzugeben, dieser aber nahm es nicht an, und D. vollendete auf demselben seine Reise.

Zwei Monate später ging ein Bescheid auf sein Bittgesuch ein. Doch kam es nicht in seine, sondern des Lieutenants Hände und schien auch nicht zusagender Art zu sein. Was es enthielt, hat D. nicht erfahren. Dem Lieutenant aber war es Pflicht oder Bedürfnis des Herzens, dem gequälten Menschen dreißig Knutenschläge zutheilen zu lassen. Ich hatte schon ärgere Mißhandlungen ertragen, daher erschöpfte auch diese meinen Muth und meine Kräfte nicht; viel härter war es, daß mich der Lieutenant ferner ein ganzes Jahr lang ununterbrochen mit ähnlichen Botendiensten quälte. Diese fortwährenden Wanderungen machten mich zuletzt wirklich zum Krüppel. Siebzehn Wochen lang mußte ich in dem Spital zu G. liegen, die gebräuchliche Hungerkur nahm mir alles Fleisch von den Knochen, aber ich erhielt mich doch und lernte wieder gerade gehen.

Sein Bittgesuch schien indessen doch eine neue bessere Folge gewonnen zu haben. Im Spital noch erhielt er Befehl mit 182 verschiedenen Genossen unter dem Befehl eines Hauptmanns in ein Regiment am Kaukasus einzurücken. „Sollte ich einst in meinem Vaterlande eine Hochzeit feiern“, schreibt D., „so wird an meinem Ehrentage meine Freude nicht größer sein als bei dem Empfang dieses Befehls.“

Nachdem die Mannschaft ihre Uniformstücke abgegeben und dagegen mit Mitteln, desgleichen mit doppelten Waffenstücken und Quersäcken, statt der Tornister, versehen worden, trat sie ihren Marsch an. Er wurde sehr forcirt; aber der Führer war ein menschenfreundlicher Mann, der zwar von dem erbärmlichen Sold regelmäßig die Hälfte in seine Taschen steckte, aber desto eifriger die Dörfer zwang, für die Ortschaften Branntwein und Nahrungsmittel zu liefern. „Ich hatte seit vielen Jahren nicht gesungen,“ auf diesem Marsche lernte ich es wieder; der Hauptmann, welcher selbst als Vorsänger agirte, zwang mich dazu; er fand ein besonderes Interesse an mir, ich mußte neben seinem Pferde marschiren, ihm die Geschichte meines Vaterlandes und sogar die Biographien des Cornelius Nepos mittheilen, über welche er sich sehr wunderte, so daß er in großer Freude mit dem Kantschu in der Luft herumsuhr und immer wieder rief: Sehr wunderbare Menschen! Bisweilen schenkte er mir als besondern Huldbeweis in einem Papier oder Lappchen einige Prisen Schnupftabak. Habe ich ja etwas Schlimmes von diesem sehr guten Manne zu erleiden gehabt, so war es, daß er mich jedes Mal, wenn er bei recht fröhlicher Laune in Gelächter ausbrach, mit der Fußspitze oder dem Steigbügel in die Rippen stieß.

Wir erreichten das Gebiet des Kaukasus im August. Auf dem Kampfsplatze war es sehr ruhig. Es schienen für dieses Jahr alle Operationen aufgegeben zu sein. Wir wurden in die erbärmliche Festung Iek. am Kuban, deren Besatzung aus achthundert Mann bestand, gelegt. Der General G., den später das Unglück getroffen, zum gemeinen Soldaten degradirt zu werden, forcirte hier die Exercitien auf eine entseßliche Weise, besonders die Tirailleurrübungen. Häufig wurden wir von früh bis in die Nacht umhergetrieben, ohne daß Jemand darnach fragte, ob unsere Magen eines Bissens bedürften. Dabei war der Wachtpostendienst sehr beschwerlich, um so mehr, da die Unteroffiziere, die sich ebenfalls nicht wohl dabei befanden, ihre Wuth faustkräftig an uns ausließen, wenn sie nicht irgend eine fremde Person zum Ziele ihres Ingrimmes machen konnten. In Kurland gibt es ein gemeines Soldatensprichwort, welches wahrscheinlich aus Deutschland stammt, „im Frieden heißt's Luder, im Kriege Bruder. Dieses Sprichwort ist beim russischen Heere gar nicht wahr. Wir befanden uns hier auf dem Kriegsschauplatze, hätten aber im Frieden keine schlechtere Behandlung erdulden können. Sold bekamen wir fast gar nicht. Alle vier Monate sollte uns ein Silberrubel ausgezahlt werden. Statt dessen erhielten wir der Mann alle Monate neun Kopeken. Die andere Hälfte des Soldes blieb natürlich in einer fremden Tasche sitzen, und darüber den Mund zu öffnen, würde sehr gefährlich gewesen sein. Da freilich auch der Sold von einem Rubel so viel als nichts war, so konnten wir über den Verlust des halben Soldes ganz beruhigt sein, zumal wir an Nahrungsmitteln nicht gerade Mangel litten.“

Im Frühjahr begann die Kriegsoperation. Aber sehr lange wurden die Truppen

in den Hügeln unterhalb des Kaukasus zwecklos umhergetrieben. Die Tscherkessen behandelten den Krieg wie eine Neckerei. Sie erschienen stets da, wo die Russen nicht waren, und überrumpelten die kleinen elenden Forts da, wo die Russen einen Angriff am wenigsten vermutheten. Erst im Juli kam es zu einigen ernstern Kämpfen. Im ersten und zweiten kam ich nur in ein schwaches Feuer; das dritte war ein nächtlicher Ueberfall, bei diesem wurden mir zwei Finger an der linken Hand zerschmettert.

Die schlechte Behandlung der Wunde machte, daß der Arm ein steifes Handgelenk bekam. Er war über dieses Unglück entzückt, in der Meinung, daß es ihn vom Militärdienst befreien und den Weg nach dem Vaterlande bahnen werde. Allein seine Hoffnung täuschte ihn. Er wurde in das Fort J. k. zum Patronenmachen geschickt. Diese für ihn wegen seiner gelähmten Hand viel mehr als für einen andern mühselige Arbeit mußte er drei Jahre lang verrichten, „die Höllezeit seines Lebens“.

Als endlich die Besatzung der Festung gewechselt wurde, wagte es D., ein Gesuch einzureichen, um in einer andern Weise verwendet zu werden. Der Oberst behandelte diese Vermessenheit aber wie der Lieutenant auf der Dnieprpforte, und D. hatte zwanzig Knutenschläge zu erdulden. Dieses schreckte ihn indeß nicht ab, ein zweites gleiches Gesuch einzureichen, der Oberst beschied aber wiederum mit zwanzig Knutenschlägen und kündigte dem Supplicanten an, daß, wenn er „„abermals einen solchen Wisch schicke, er ihn todtschlagen lassen wolle““. Auch diese Drohung hielt ihn nicht ab, dem General W., welcher die Festung inspicierte, ein, wie er selbst sagt, wirklich rührendes Gesuch persönlich zu überreichen und es mit einer mündlichen Auseinandersetzung zu begleiten, die der General gnädig anhörte. „Er hatte die Kaukasusarmee erst übernommen und war daher bei guter Laune.“ Noch an demselben Tage, und zwar mündlich, erhielt er durch einen Adjutanten Resolution. Das Glück sollte ihm zu Theil werden, als Straßenwächter in K., ziemlich nahe seinem Vaterlande, zu figuriren. Dieser Soldatendienst, vor dem ich stets ein jämmerliches Grauen empfunden, mußte mir wegen seiner allzugroßen Erbärmlichkeit natürlich als eine fast unerträgliche Schmach erscheinen; allein — nur 79 Meilen von meiner Heimath: „das war mir ein Himmelsglück.“ Nachdem er seine Montirungsstücke abgegeben und schlechtere dafür empfangen, machte er sich, von dem Adjutanten im Namen des Generals W. mit einem Silberrubel beschenkt, auf den Marsch und erreichte K. noch vor Ende des Jahres.

Von hier aus gelang es ihm, Briefe und eine umständliche Schilderung seines bisherigen Ergehens an seine Mutter heizubringen. Bisher hatte seine oft nachfragende Mutter nur erdichtete Auskunft von dem Militärbureau des Ortes erhalten, in welchem sie lebte. Die Nachrichten aber, welche er seiner Familie gegeben, hatten für ihn eine heilsamere Folge, als alle seine früheren Bittschriften. Durch Fürsprache erwirkte man ihm zwar nicht Entlassung, aber doch eine große Erleich-

terung seines Looses. Ein Oberst nahm ihn in seine Kanzlei als Schreiber und schenkte ihm sogar eine Unteroffizierstrefe. In dieser Kanzlei befindet sich D. noch gegenwärtig.

### **Pfaff vom Rablenberg,**

ein ländliches Gedicht von Anastasius Grün.

(Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung 1850).

Er hat die Freude am Gesange nicht verloren. Als er in unserer Literatur auftrat, in Wehr und Waffen, statt seiner Grafenkrone einen Rosenkranz auf dem Helm, ein frischer junger Gesell, da war noch gute Zeit unter den österreichischen Poeten. Damals erhoben sie noch so hoffnungsvoll ihre Häupter und träumten von einem neuen schönen Leben für die österreichische Kunst und den österreichischen Staat. Wo sind die Sänger hin? Lenau, der größte unter ihnen, Karl Beck und die kleinern Herren, welche damals zu Leipzig in Herberge lagen und ihre Gedichte, als Kriegsgeschrei, bei Nacht über die schwarzgelben Schranken sendeten? Anastasius Grün ist fast allein geblieben, und ist für uns fast ganz geblieben, wie er war. Das ist ein zweifelhaftes Lob für den Dichter, für den Menschen ein großes. Die Grundstimmung seiner Seele ist noch jetzt die alte, derselbe leichte fröhliche Sinn, welcher sinnig und nachdenklich alle Empfindungen durchgenießt, wie sie die wechselnden Stunden bringen, ohne sich an eine zu verkleben; dieselbe warme Begeisterung für alles Brave und Schöne, dieselbe milde Trauer über das Schlechte und Häßliche. Er ist ein freier, unabhängiger Mann geblieben, der aus dem Sturm der letzten Jahre sich seinen reinen Idealismus gerettet hat, ein Patriot im besten Sinne des Wortes, der seinen Liberalismus besser bewahrt, als Manche von den ruppigen Krähen, welche ihn damals vor des Märzens Idus anschrieten, weil er zu Hofe gegangen war, und sich ein Weib genommen hatte.

Aber auch als Dichter ist er geblieben, wie er war. Weder der Umfang, noch die intensive Kraft seines Talents zeigt sich größer. Damals, als er auftrat in den dreißiger Jahren, machte die deutsche Lyrik eine Schwenkung nach dem Epos hin, Rückerts schöne Bearbeitung von Rosten und Serab, Immermanns Tullifantchen, Lenau's Savonarola u. s. w. charakteristren, nächst dem